

CLARE
MACKINTOSH
DEINE LETZTE
LÜGE

PSYCHOTHRILLER

BASTEI ENTERTAINMENT 

Inhalt

Cover

Über das Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

Zitat

Teil eins

Eins

Zwei

Drei

Vier

Fünf

Sechs

Sieben

Acht

Neun

Zehn

Elf

Zwölf

Dreizehn

Vierzehn

Fünfzehn

Sechzehn

Siebzehn

Achtzehn

Neunzehn

Zwanzig

Einundzwanzig

Zweiundzwanzig

Dreiundzwanzig

Vierundzwanzig
Fünfundzwanzig
Sechszwanzig

Teil zwei

Siebenundzwanzig
Achtundzwanzig
Neunundzwanzig
Dreißig
Einunddreißig
Zweiunddreißig
Dreiunddreißig
Vierunddreißig
Fünfunddreißig
Sechsunddreißig
Siebenunddreißig
Achtunddreißig
Neununddreißig
Vierzig
Einundvierzig
Zweiundvierzig
Dreiundvierzig
Vierundvierzig
Fünfundvierzig
Sechsundvierzig
Siebenundvierzig
Achtundvierzig
Neunundvierzig
Fünfzig
Einundfünfzig
Zweiundfünfzig
Dreiundfünfzig
Vierundfünfzig

Teil drei

Fünfundfünfzig
Sechsfünfzig
Siebenundfünfzig

Achtundfünfzig

Neunundfünfzig

Sechzig

Einundsechzig

Zweiundsechzig

Dreiundsechzig

Vierundsechzig

Fünfundsechzig

Sechsendsechzig

Siebenundsechzig

Achtundsechzig

Neunundsechzig

Siebzog

Einundsiebzog

Zweiundsiebzog

Anmerkung der Autorin

Über das Buch

Zwei Jahre ist es her, seitdem Tom und Caroline Johnson Selbstmord begangen haben sollen. Ihre Tochter Anna weigert sich zu glauben, dass die Eltern ihrem Leben wissentlich ein Ende gesetzt haben. Und seit sie selbst Mutter geworden ist, quält die Ungewissheit sie mehr denn je. Sie beginnt nachzuforschen, stößt schnell auf Lügen und Ungereimtheiten. Dann aber spürt Anna, dass jemand sie beobachtet, ihr nachstellt. Schon bald muss sie lernen: Manche Dinge sollte man besser ruhen lassen ...

Über die Autorin

Clare Mackintosh arbeitete zwölf Jahre bei der britischen Polizei und brachte es bis zum CID. Doch dann musste sie feststellen, dass sie ihre eigenen Kinder kaum sah und sie sich außerdem nach neuen beruflichen Herausforderungen sehnte. Also begann sie für diverse Zeitungen zu schreiben und arbeitete an ihrem ersten Roman, der 2015 erschien. **MEINE SEELE SO KALT** wurde sensationell erfolgreich und verkaufte sich bis heute weltweit über eine Million Mal. Zusammen mit ihrem Mann und ihren drei Kindern lebt sie in Wales.

Clare Mackintosh

DEINE
LETZTE
LÜGE

Thriller

Aus dem Englischen
von Sabine Schilasky

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige eBook-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Für die Originalausgabe: Copyright © 2018 by Clare Mackintosh
Titel der britischen Originalausgabe: »Let Me Lie« Originalverlag: Sphere, an
imprint of Little, Brown Book Group

Für die deutschsprachige Ausgabe: Copyright © 2019 by Bastei Lübbe AG,
Köln Textredaktion: Bettina Steinhage
Titelillustration: © RIRF Stock / shutterstock; pashabo / shutterstock;
Honored_member / shutterstock
Umschlaggestaltung: Sandra Taufer, München
eBook-Erstellung: Jilzov [Digital Publishing](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-7325-6123-0

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

Für Rob, der alles macht.

*»Drei Menschen können ein Geheimnis wahren,
wenn zwei von ihnen tot sind.«*

Benjamin Franklin

Teil eins

Eins

Tot zu sein steht mir nicht. Ich trage den Tod wie eine geliehene, schlechtsitzende Jacke, die mir von den Schultern in den Dreck rutscht. Kurz, er passt nicht. Und ist unbequem.

Ich möchte dieses Kostüm abstreifen, es in den Schrank werfen und in meine maßgeschneiderten Sachen schlüpfen. Ich wollte mein altes Leben nicht verlassen, hoffe jedoch auf das nächste - hoffe, dass ich jemand sein kann, der schön und strahlend ist. Denn jetzt bin ich gefangen.

Zwischen zwei Leben. In der Schwebe.

Es heißt, plötzliche Abschiede sind leichter. Weniger schmerzlich. Was nicht stimmt. Jeder Schmerz, der beim verlängerten Abschied einer langen, schweren Krankheit entsteht, wird übertrumpft von dem schieren Horror eines unerwarteten, unangekündigt geraubten Lebens. Eines gewaltsam genommenen Lebens. Am Tag meines Todes balancierte ich zwischen zwei Welten, und das Auffangnetz unter mir war in Fetzen. In eine Richtung ging es in die Sicherheit; in die andere in die Gefahr.

Ich ging. Ich starb.

Früher machten wir Witze über das Sterben - als wir jung genug, vital genug waren, der Tod etwas war, das anderen widerfuhr.

»Was meinst du, wer als Erster geht?«, fragtest du eines Nachts, als der Wein alle war und wir in meiner Mietwohnung in Balham vor dem elektrischen Kaminfeuer lagen. Deine träge Hand, die meinen Oberschenkel streichelte, milderte die Worte ab. Ich antwortete prompt.

»Du natürlich.«

Und du warfst mir ein Kissen an den Kopf.

Wir waren seit einem Monat zusammen, genossen den Körper des anderen und sprachen über die Zukunft, als gehörte sie jemand anderem. Keine Verpflichtungen, keine Versprechungen – nur Möglichkeiten.

»Frauen leben länger.« Ich grinste. »Das ist eine allgemein bekannte Tatsache. Genetisch bedingt. Das Überleben des Stärkeren. Männer kommen alleine nicht klar.«

Du wurdest ernst, umfingst mein Gesicht mit den Händen, damit ich dich ansah. Im Dämmerlicht waren deine Augen schwarz, und das künstliche Feuer spiegelte sich in deinen Pupillen. »Das stimmt.«

Ich wollte dich küssen, aber du hieltst meinen Kopf fest. Deine Daumen drückten gegen mein Kinn.

»Ich weiß nicht, was ich tun würde, sollte dir irgendwas passieren.«

Ein winziges Frösteln, trotz der Hitze des Feuers, kaum mehr als eine Gänsehaut.

»Hör auf!«

»Ich würde auch sterben.«

Da hatte ich deinen jugendlichen Hang zum Drama gebremst, indem ich deine Hand von meinem Kinn zog. Allerdings hielt ich sie weiter fest, weil ich dich ja nicht kränken wollte. Ich küsste dich, erst sanft, dann fester, bis du dich auf den Rücken gleiten ließest, so dass ich auf dir lag und mein Haar einen Vorhang um unsere Gesichter bildete.

Du wärst für mich gestorben.

Unsere Beziehung war frisch, ein Funke, der ebenso leicht gelöscht wie zu einer Flamme entfacht werden konnte. Ich konnte nicht ahnen, dass du aufhören würdest, mich zu lieben; dass ich aufhören würde, dich zu lieben. Aber ich konnte auch nicht umhin, mich von der Tiefe deines Gefühls und der Intensität deines Blicks geschmeichelt zu fühlen.

*Du wärst für mich gestorben, und in dem Moment
dachte ich, ich würde vielleicht auch für dich sterben.
Ich hätte nur nie gedacht, dass es einer von uns müsste.*

Zwei

Anna

Ella ist acht Wochen alt. Ihre Augen sind geschlossen, und ihre langen dunkeln Wimpern fächern sich auf den Pausbacken, die sich beim Trinken auf und ab bewegen. Eine winzige Hand spreizt sich einem Seestern gleich auf meiner Brust. Ich sitze auf dem Sofa und denke an all die Dinge, die ich tun könnte, solange sie trinkt. Lesen. Fernsehen. In einem Online-Supermarkt stöbern.

Heute nicht.

Heute ist kein gewöhnlicher Tag.

Ich beobachte meine Tochter, und nach einer Weile heben sich ihre Augenlider, und sie fixiert mich mit ihrem Blick, ernst und vertrauensvoll. Ihre Pupillen sind tiefe Seen bedingungsloser Liebe. Mein Spiegelbild darin ist klein, aber klar.

Ellas Saugen wird langsamer. Wir sehen einander an, und mir kommt in den Sinn, dass Muttersein das bestgehütete Geheimnis von allen ist. All die Bücher, die Filme, die Ratschläge in der Welt bereiten einen nicht annähernd auf dieses überwältigende Gefühl vor, alles für ein winziges Wesen zu sein. Oder dass dieses Wesen alles für einen ist. Ich wahre das Geheimnis, verrate es keinem, denn wem soll ich es schon erzählen? Keine zehn Jahre nach der Schule teilen meine Freundinnen das Bett mit Liebhabern, nicht mit Babys.

Ella sieht mich immer noch an, doch allmählich verschwimmt der Fokus ihres Blicks, ähnlich Morgennebel, der sich über eine Landschaft schiebt. Ihre Lider sinken ein wenig, ein bisschen mehr, fallen zu. Ihr Saugen – anfangs

immer so ungeduldig, dann rhythmisch, entspannt, wird träger, bis mehrere Sekunden zwischen zwei Schlucken vergehen. Schließlich hört es ganz auf. Sie schläft.

Ich hebe eine Hand und drücke behutsam mit dem Zeigefinger auf meine Brust, um den Kontakt zwischen meiner Brustwarze und Ellas Lippen zu lösen. Dann hake ich meinen Still-BH zu. Ellas Mund setzt die Saugbewegungen noch ein wenig fort, bis sie richtig eingeschlafen ist. Ihre Lippen erstarren in einem vollkommenen »O«.

Ich sollte sie hinlegen und die Zeit nutzen, solange sie schläft. Zehn Minuten? Eine Stunde? Wir sind noch weit von jedweder Routine entfernt. *Routine*. Das war das Lösungswort für die neue Mutter, das einzige Gesprächsthema bei den Kaffeetreffen, zu denen mich die Gemeindeschwester verdonnert. *Schläft sie schon durch? Du musst versuchen, ihr Schreien zu kontrollieren. Hast du Gina Ford gelesen?*

Ich nicke, lächle und sage, *ja, ich versuch's*, ehe ich mich einer der anderen jungen Mütter zuwende. Jemand anderem. Weniger herrischem. Denn Routine ist mir egal. Ich will Ella nicht schreien lassen, während ich unten sitze und auf Facebook Beiträge zu »Albtraum Elternschaft« poste!

Es tut weh, nach einer Mutter zu schreien, die nicht kommt.

Das muss Ella noch nicht erleben.

Sie regt sich im Schlaf, und der permanente Kloß in meinem Hals schwillt an. Wach ist Ella meine Tochter. Wenn Freunde behaupten, Ähnlichkeiten mit mir zu sehen, oder sagen, wie sehr sie Mark ähnelt, erkenne ich es nie. Ich sehe Ella an und erkenne schlicht Ella. Schläft sie jedoch ... dann sehe ich meine Mutter. Unter diesen Babybäckchen verbirgt sich ein herzförmiges Gesicht, und der Haaransatz ist so ähnlich, dass ich schon vorhersehen kann, wie meine Tochter in Jahren stundenlang vor dem

Spiegel stehen und versuchen wird, diesen einen kleinen Wirbel zu korrigieren.

Träumen Babys? Wovon können sie träumen, wenn sie so wenig von der Welt wissen? Ich beneide Ella um ihren Schlaf, und das nicht bloß, weil ich so müde bin, wie ich es vor meinem Baby nie erlebt habe, sondern weil mit dem Schlaf meine Albträume kommen. Sie zeigen mir, was ich unmöglich wissen kann. Mutmaßungen aus Polizeiberichten und den Akten des Untersuchungsgerichts. Ich sehe meine Eltern, ihre Gesichter vom Wasser aufgedunsen und entstellt. Ich sehe Angst in ihren Zügen, als sie von der Klippe stürzen. Ich höre ihre Schreie.

Manchmal ist mein Unterbewusstsein nett zu mir. Ich sehe meine Eltern nicht immer fallen; manchmal sehe ich sie auch fliegen. Ich sehe, wie sie ins Nichts treten, ihre Arme ausbreiten und über das blaue Meer segeln, wo die Gischt in ihre lachenden Gesichter aufsprüht. Dann wache ich sanft auf, mit einem Lächeln auf den Lippen, bis ich meine Augen öffne und mir klar wird, dass alles noch genauso ist, wie es war, als ich sie schloss.

Neunzehn Monate ist es her, dass mein Vater einen Wagen vom Hof seines eigenen Geschäfts nahm – den neuesten und teuersten. Er fuhr die zehn Minuten von Eastbourne nach Beachy Head, wo er das Auto auf dem Parkplatz abstellte, die Türen unverriegelt, und hinauf zur Klippe ging. Auf dem Weg sammelte er Steine, um sich zu beschweren. Dann, als die Flut ihren Höchststand erreicht hatte, warf er sich von der Klippe.

Sieben Monate später, von Sinnen vor Trauer, tat es meine Mutter ihm mit solcher Präzision gleich, dass die Lokalzeitungen von einem »Nachahmungssuizid« sprachen.

Das alles weiß ich so genau, weil ich bei zwei unterschiedlichen Gelegenheiten mitanhören musste, wie uns der Coroner diese Abläufe Schritt für Schritt schilderte. Ich saß mit Onkel Billy da und lauschte dem ruhigen, aber schmerzlich gründlichen Bericht von zwei

gescheiterten Rettungseinsätzen der Küstenwache. Ich starrte auf meinen Schoß, während Experten ihre Angaben zum Tidenwechsel, zu Überlebensraten und Sterbestatistiken machten. Und ich schloss meine Augen, als der Coroner Suizid als Todesursache festlegte.

Meine Eltern starben im Abstand von sieben Monaten, doch weil die Taten miteinander in Verbindung standen, fanden die Anhörungen vorm Untersuchungsgericht in derselben Woche statt. In jenen zwei Tagen erfuhr ich eine Menge, nur nicht das, worauf es wirklich ankam.

Warum sie es taten. Vorausgesetzt, sie *hatten* es getan.

Die Fakten sind unanfechtbar. Abgesehen von der Tatsache, dass meine Eltern nicht suizidgefährdet gewesen waren. Sie waren nicht depressiv, litten nicht unter Angststörungen. Sie waren die letzten Menschen, von denen ich jemals erwartet hätte, dass sie ihr Leben aufgeben würden.

»Psychische Probleme sind nicht immer offensichtlich«, sagt Mark, wenn ich es anspreche, wobei keine Spur von Ungeduld durchklingt, weil das Gespräch – mal wieder – darauf kommt. »Die fähigsten, heitersten Leute können Depressionen haben.«

Im Laufe des letzten Jahres habe ich gelernt, meine Theorien für mich zu behalten; nichts vom Zynismus durchblicken zu lassen, der unter meiner Trauer schlummert. Niemand sonst hat irgendwelche Zweifel. Niemand sonst ist beunruhigt.

Andererseits kannte wohl auch keiner meine Eltern so wie ich.

Das Telefon läutet. Ich lasse den Anrufbeantworter anspringen, aber der Anrufer spricht nicht aufs Band. Stattdessen vibriert das Handy in meiner Tasche, und ich weiß schon, bevor ich hinsehe, dass es Mark ist.

»Zufällig unter einem schlafenden Baby?«

»Wie hast du das bloß erraten?«

»Wie geht es ihr?«

»Sie trinkt quasi alle halbe Stunde. Ich versuche dauernd, mit dem Kochen anzufangen, und komme keinen Schritt weiter.«

»Lass ruhig, das kann ich übernehmen, wenn ich zu Hause bin. Wie fühlst du dich?« Sein Ton verändert sich so minimal, dass es keinem außer mir auffallen würde. Da schwingt noch etwas anderes mit. Wie fühlst du dich *heute, an diesem Tag?*

»Ganz okay.«

»Ich kann nach Hause kommen ...«

»Nein, mir geht es gut, ehrlich.«

Mark würde nur sehr ungern seinen Kurs nach der ersten Hälfte abbrechen. Er sammelt Fortbildungen wie andere Leute Bierdeckel oder ausländische Münzen; inzwischen hat er so viele Abkürzungen zusammen, dass sie nicht mehr hinter seinen Namen passen. Alle paar Monate druckt er neue Visitenkarten, und die unwichtigsten Buchstabenkombinationen fallen hinten raus, geraten in Vergessenheit. Der heutige Kurs heißt »Der Wert der Empathie in der Klient-Therapeut-Beziehung«. Mark braucht ihn nicht; seine Empathiefähigkeit war in dem Moment offensichtlich, in dem ich durch seine Tür trat.

Er ließ mich weinen. Schob mir eine Schachtel Papiertaschentücher hin und sagte, ich solle mir Zeit lassen. Anfangen, wenn ich so weit bin, keine Sekunde früher. Und als ich aufhörte zu weinen, aber immer noch keine Worte fand, erzählte er mir von den Stadien der Trauer – Leugnen, Wut, Verhandeln, Depression, Akzeptanz –, und mir wurde bewusst, dass ich noch im ersten Stadium festhing.

Wir hatten vier Sitzungen hinter uns, da holte Mark tief Luft und sagte mir, dass er mich nicht mehr behandeln könne. Ich fragte ihn, ob es an mir läge, und er antwortete,

es gäbe einen Interessenkonflikt und dies hier wäre schrecklich unprofessionell, aber ob ich eventuell mal mit ihm essen gehen würde.

Er war älter als ich – altersmäßig näher an meiner Mutter als mir – und mir immer dementsprechend selbstbewusst erschienen. Doch nun konnte ich auch die sorgfältig beherrschte Nervosität wahrnehmen.

Ich zögerte nicht. »Ja, sehr gerne.«

Hinterher sagte er, ihn würde der Abbruch meiner Therapie stärker belasten als das ethische Dilemma, etwas mit einer Klientin anzufangen. *Früheren* Klientin, hatte ich erwidert.

Ihm ist bis heute nicht ganz wohl dabei. Ich erinnere ihn jedes Mal, dass Menschen sich an allen erdenklichen Orten begegnen. Meine Eltern lernten sich in einem Londoner Nachtclub kennen; seine sich in der Tiefkühlabteilung von Marks & Spencer. Und er und ich begegneten uns in einer Wohnung im siebten Stock eines Hochhauses in Putney, in einem Sprechzimmer mit Ledersesseln, weichen Woldecken und mit einem Schild an der Tür: MARK HEMMINGS. PSYCHOTHERAPEUT. TERMINE NUR NACH VEREINBARUNG.

»Wenn du meinst. Gib Ella-Bella einen Kuss von mir.«

»Bye.« Ich lege zuerst auf, und ich weiß, dass er sich das Telefon an die Lippen presst, wie er es immer tut, wenn er tief in Gedanken versunken ist. Er wird nach draußen gegangen sein, um mich anzurufen, verzichtet dafür auf Kaffee, Netzwerken oder was dreißig Therapeuten eben so tun, wenn sie aus einem Seminarraum kommen. Gleich wird er zu den anderen zurückkehren und die nächsten Stunden nicht verfügbar sein, weil er an seiner Empathie im Zusammenhang mit einem erfundenen Problem arbeitet. Vorgetäuschte Sorge. Fiktive Trauer.

Er würde gerne an meiner arbeiten, aber ich lasse ihn nicht. Ich habe die Therapie abgebrochen, als mir klar wurde, dass kein Reden der Welt meine Eltern

zurückbringen konnte. Man erreicht einen Punkt, an dem der Schmerz im Innern zur schlichten Traurigkeit wird. Und die lässt sich nicht heilen.

Trauer ist kompliziert. Sie schwappt auf und ab und hat so viele Facetten, dass ich Kopfweg bekomme, wenn ich versuche, sie zu zerplücken. Ich halte Tage durch, ohne zu weinen, und dann wieder kann ich vor lauter heftigem Schluchzen kaum atmen. Mal lache ich mit Onkel Billy über irgendwas Blödes, das mein Vater früher gemacht hat; im nächsten Augenblick bin ich voller Wut auf seinen Egoismus. Hätte mein Vater sich nicht umgebracht, hätte es meine Mutter auch nicht getan.

Die Wut ist das Schlimmste. Diese glühende Rage, der unweigerlich Schuldgefühle folgen.

Warum haben sie es getan?

Millionen Male bin ich in Gedanken die Tage vor dem Tod meines Vaters durchgegangen, habe mich gefragt, ob wir irgendwas hätten tun können, es zu verhindern.

Dein Dad wird vermisst.

Stirnrunzelnd hatte ich auf die Textnachricht gesehen und nach einem versteckten Witz gesucht. Ich wohnte noch bei meinen Eltern, war jedoch über Nacht bei einer Tagung in Oxford und saß gerade mit einer Kollegin aus London morgens beim Kaffee. Ich entschuldigte mich, um meine Mutter anzurufen.

»Was soll das heißen, er wird vermisst?«

Meine Mutter redete wirr. Sie sprach langsam, als müsse sie die Worte aus Untiefen hervorwühlen. Sie hatten sich den Abend zuvor gestritten; mein Vater war in den Pub geflohen. So weit war alles normal. Ich hatte mich längst damit abgefunden, dass die Beziehung meiner Eltern recht stürmisch war. Wobei die Böen sich genauso schnell beruhigten, wie sie herbeigefegt waren. Nur dass mein Vater diesmal nicht nach Hause gekommen war.

»Ich dachte, dass er vielleicht bei Bill geschlafen hat«, sagte sie, »aber jetzt bin ich bei der Arbeit, und Bill hat ihn

nicht gesehen. Ich bin ganz krank vor Sorge, Anna!«

Ich verließ die Tagung sofort. Nicht, weil ich mich um meinen Vater sorgte, sondern weil ich mir Gedanken um meine Mutter machte. Sie achteten beide sehr darauf, den Anlass ihrer Streitereien vor mir zu verbergen, doch die Nachwehen hatte ich zu oft miterlebt. Mein Vater verschwand – zur Arbeit, auf den Golfplatz oder in den Pub. Und meine Mutter versteckte sich im Haus und tat mir gegenüber, als hätte sie nicht geweint.

Bis ich zu Hause eintraf, war alles vorbei. In der Küche standen Polizisten, die ihre Mützen in den Händen hielten. Meine Mutter zitterte so sehr, dass sie einen Sanitäter gerufen hatten, um ihr etwas gegen den Schock zu geben. Onkel Billy war dort, kreidebleich vor Kummer. Laura, das Patenkind meiner Mutter, machte Tee und vergaß, Milch hineinzutun. Keiner von uns nahm es richtig wahr.

Ich las die Textnachricht, die mein Vater geschickt hatte.

Ich schaffe das nicht mehr. Die Welt wird ohne mich ein besserer Ort sein.

»Ihr Vater hat einen Wagen von der Arbeit genommen.« Der Polizist war ungefähr im Alter meines Vaters, und ich fragte mich, ob er Kinder hatte. Ob sie ihn für selbstverständlich nahmen. »Die Kameras zeigen, wie der Wagen gestern spätabends in Richtung Beach Head fuhr.« Meine Mutter stieß einen erstickten Schrei aus. Ich sah Laura, die zu ihr ging, um sie zu trösten; ich konnte das nicht. Ich war wie erstarrt, wollte nichts hören und hörte doch genau hin.

»Officers reagierten auf einen Notruf gegen halb zehn heute Morgen.« PC Pickett blickte in seine Notizen. Ich vermutete, es war leichter, als uns anzusehen. »Eine Frau berichtete, dass sie einen Mann gesehen hatte, der einen Rucksack mit Steinen füllte, seine Brieftasche und sein Handy auf die Erde legte und über den Klippenrand trat.«

»Und sie hat nicht versucht, ihn *zurückzuhalten*?« Ich wollte eigentlich nicht schreien, und Onkel Billy legte mir eine Hand auf die Schulter. Ich schüttelte ihn ab, wandte mich den anderen zu. »Sie hat einfach zugeguckt, wie er sprang?«

»Es ging alles sehr schnell. Die Anruferin war aufgelöst, wie Sie sich vorstellen können.« Zu spät erkannte PC Pickett, wie ungeschickt dieser letzte Halbsatz war.

»*Sie* war aufgelöst, ja? Was dachte sie denn, wie mein Dad sich fühlte?« Ich wirbelte herum, suchte in den Gesichtern der anderen nach Unterstützung, bevor ich mich wieder den Polizisten zuwandte. »Haben Sie sie befragt?«

»Anna«, sagte Laura leise.

»Woher wissen Sie, dass sie ihn nicht gestoßen hat?«

»Anna, das hilft jetzt keinem.«

Ich wollte widersprechen, doch dann sah ich, wie sich meine Mutter leise schluchzend an Laura lehnte. Bei dem Anblick verließ mich jeder Kampfgeist. Ich trauerte, aber Mum trauerte mehr. Also ging ich zu ihr, kniete mich neben sie, nahm ihre Hand und fühlte, wie Tränen meine Wangen nässten, noch ehe mir bewusst wurde, dass ich weinte. Meine Eltern waren sechsundzwanzig Jahre zusammen gewesen. Sie hatten zusammen gelebt – und gearbeitet – und sich trotz aller Höhen und Tiefen geliebt.

PC Pickett räusperte sich. »Die Beschreibung passt auf Mr Johnson. Wir waren innerhalb von Minuten vor Ort. Sein Wagen wurde auf dem Parkplatz vom Beachy Head gefunden, und am Klippenrand fanden wir ...« Er brach ab und zeigte zu einer Beweismitteltüte auf dem Küchentisch. Darin konnte ich das Handy meines Vaters und seine braune Brieftasche sehen. Aus dem Nichts fiel mir ein Witz ein, den Onkel Billy dauernd riss, über die Motten in den Jackentaschen meines Vaters, und für eine Sekunde dachte ich, ich würde gleich losprusten vor Lachen. Stattdessen weinte ich und hörte drei Tage nicht mehr auf.

Mein rechter Arm unter Ella ist eingeschlafen. Ich ziehe ihn hervor und wackle mit den Fingern. Ein Kribbeln setzt ein, als das Blut zurück in die Extremitäten strömt. Plötzlich werde ich unruhig. Mit jener neuen Wendigkeit, wie sie junge Mütter erwerben und die eines Royal Marines würdig wäre, winde ich mich unter der schlafenden Ella hervor und sichere die Kleine mit Kissen auf dem Sofa. Dann stehe ich auf und strecke meine vom zu vielen Sitzen steifen Glieder.

Mein Vater hatte nie unter Depressionen oder Angststörungen gelitten.

»Hätte er es im Fall des Falles denn erzählt?«, fragte Laura. Wir sitzen in der Küche – Laura, meine Mutter und ich. Die Polizei und die Nachbarn waren gegangen, und wir saßen benommen bei einer Flasche Wein, der zu sauer schmeckte. Lauras Frage war nicht unberechtigt, selbst wenn ich sie nicht gelten lassen wollte. Mein Vater entstammte einer langen Linie von Männern, nach deren Überzeugung nur »Schwuchteln« über »Gefühle« redeten.

Was auch der Grund gewesen sein mochte, sein Selbstmord kam aus dem Nichts und stürzte uns alle in tiefe Trauer.

Mark – und sein Nachfolger, nachdem er gefunden war – wollten, dass ich mich durch die Wut arbeitete, die ich in Bezug auf den Tod meines Vaters empfand. Ich biss mich an sechs Worten des Coroners fest.

Nicht im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte.

Sie halfen mir, den Mann von der Tat zu trennen, zu begreifen, dass es bei Suizid nicht darum ging, die zu verletzen, die er zurückließ. Vielmehr legte seine letzte Nachricht nahe, dass er wirklich glaubte, wir könnten ohne ihn glücklicher sein. Nichts läge ferner als das.

Noch schwerer, als mit dem Suizid meines Vaters fertigzuwerden, war das, was als Nächstes geschah. Zu ergründen, warum meine Mutter – nachdem sie am eigenen Leib erfahren hatte, was ein Selbstmord an Schmerz

auslöst, und mich um meinen Vater weinen sah –, warum sie mich zwang, das noch einmal durchzumachen.

Mein Puls surrt in meinen Ohren wie eine Wespe an einer Glasscheibe. Ich gehe in die Küche und trinke schnell ein Glas Wasser, bevor ich die Hände auf die Granitarbeitsplatte stemme und mich über das Spülbecken beuge. Im Geiste höre ich meine Mutter, wie sie beim Abwaschen singt oder an meinem Vater herumnörgelt, ob er denn nicht *alle Jubeljahre mal selbst seinen Dreck wegräumen* könne. Ich sehe Mehlwolken aufstieben, als ich meine ersten, schrecklich süßen Kuchenteige in der Steingutschüssel meiner Mutter rühre. Ihre Hände an meinen – die Kekse oder kleine Pasteten formten. Und später, als ich wieder nach Hause zog, wie wir uns abwechselten, am Aga-Herd zu lehnen, während die andere Abendessen kochte. Mein Vater in seinem Arbeitszimmer oder vorm Fernseher im Wohnzimmer. Wir Frauen in der Küche – aus eigenem Antrieb, nicht weil sich es so gehörte –, die sich beim Kochen unterhalten.

In diesem Raum fühle ich mich meiner Mutter am nächsten.

Und hier tut es am meisten weh.

Ein Jahr ist es heute auf den Tag genau her.

Trauernde Witwe stürzt sich in den Tod, hieß es in der *Gazette*. *Seelsorger fordert Schwärzung von Suizid-Hotspot*, lautete eine unfreiwillig komische *Guardian*-Überschrift.

»Du hast es gewusst«, flüstere ich. Auch wenn ich mir ziemlich sicher bin, dass Selbstgespräche kein Indiz für einen gesunden Geist sind, kann ich mich keine Sekunde länger beherrschen. »Du hast gewusst, wie weh es tut, und es trotzdem gemacht.«

Ich hätte auf Mark hören sollen und mir für heute etwas vornehmen. Eine Ablenkung. Ich hätte Laura anrufen können. Mich zum Essen verabreden. Einkaufen gehen. Irgendwas anderes, nur nicht im Haus hocken, immer

wieder über dasselbe nachgrübeln und mich damit quälen, dass sich heute der Todestag meiner Mutter jährt. Es gibt keinen logischen Grund, warum der heutige Tag schwerer sein sollte als jeder andere. Meine Mutter ist heute nicht toter, als sie gestern war; nicht lebendiger, als sie es morgen sein wird.

Und dennoch ...

Ich hole tief Luft und versuche, mich aus dieser Schleife zu reißen. Einen Tick zu laut stelle ich mein Glas in die Spüle, als würde eine hörbare Zurechtweisung meiner selbst etwas ändern. Ich werde mit Ella in den Park gehen. Wir können eine große Runde drehen, um Zeit totzuschlagen, und auf dem Rückweg kaufen wir fürs Abendessen ein. Dann kommt Mark bald nach Hause, und dieser Tag wird beinahe vorbei sein. Abrupte Entschlossenheit ist ein alter Trick, aber er funktioniert. Der Schmerz in meiner Brust wird weniger, und der Druck hinter meinen Augen schwindet.

Man tut als ob, bis man es kann, sagt Laura immer. *Zieh dich für den Job an, den du willst, nicht für den, den du hast*, ist noch so ein Lieblingspruch. Sie meint damit zwar die Arbeitswelt (man muss sehr genau hinhören, um zu erkennen, dass ihr Eton-Akzent antrainiert, nicht vor Ort erworben wurde), aber das Prinzip ist dasselbe. Gib vor, dass es dir gut geht, dann hast du bald wirklich das Gefühl, dir ginge es gut. Und über kurz oder lang stimmt es dann auch, dir geht es gut.

Am letzten Teil arbeite ich noch.

Ich höre ein Quieken, das bedeutet, dass Ella wach ist. Als ich halb durch die Diele bin, sehe ich etwas aus dem Briefschlitz vorlugen. Entweder wurde es direkt gebracht, oder es hat sich dort verfangen, als der Postbote seine Runde machte. Jedenfalls habe ich es am Morgen, beim Einsammeln der Post von der Fußmatte, nicht gesehen.

Es ist eine Karte. Heute Morgen waren schon zwei gekommen – beide von Schulfreundinnen, die mit Trauer

besser umgehen können, solange sie die auf Armeslänge halten – und ich bin gerührt, wie viele Menschen auf diese Weise an ein bestimmtes Datum denken. Am Jahrestag vom Selbstmord meines Vaters hatte jemand einen Auflauf mit einer sehr kurzen Nachricht vor meine Tür gestellt.

Einfrieren oder aufwärmen. Ich denke an dich.

Bis heute weiß ich nicht, wer dafür verantwortlich war. Viele der Beileidskarten, die nach dem Tod meiner Eltern kamen, spielten auf die Autos an, die sie über die Jahre verkauft hatten. So viele Geschichten. Von Schlüsseln, die allzu selbstbewussten Jugendlichen und überängstlichen Eltern ausgehändigt wurden. Von Sportwagen, die gegen Familienkutschen eingetauscht wurden. Von Autos zur Feier von Beförderungen, runden Geburtstagen, Ruhestandsbeginn. Meine Eltern hatten in zahlreichen Leben eine Rolle gespielt.

Die Adresse ist auf einen Aufkleber getippt, der Poststempel in der oberen rechten Ecke verschmiert. Die Karte ist aus dickem, teurem Papier und nur mühsam aus dem Umschlag zu ziehen.

Ich starre das Bild an.

Grelle Farben tanzen über die Seite: eine Umrandung aus rosa Rosen, deren Stämme und grünen Blätter ineinander verschlungen sind. In der Mitte zwei Sektgläser, die zusammenstoßen. Der Gruß ist geprägt und mit Glitzer verziert.

Glückwunsch zum Jahrestag!

Ich zucke zurück, als sei ich geschlagen worden. Ist das ein kranker Scherz? Ein Irrtum? Irgendeine wohlmeinende, kurzsichtige Bekanntschaft, die sich am Kartenständer vergriffen hat? Ich öffne die Karte.

Die Nachricht drinnen ist ebenfalls getippt. Aus billigem Papier ausgeschnitten und eingeklebt.

Das hier ist kein Versehen.

Meine Hände zittern, so dass die Worte vor meinen Augen verschwimmen. Die Wespe in meinem Ohr surrt lauter. Ich lese die Botschaft noch einmal.

Selbstmord? Von wegen.

Drei

So hatte ich nicht gehen wollen. Nein, nicht so.

Wenn ich mir meinen Tod vorstellte, dann malte ich mir einen verdunkelten Raum aus. Unser Schlafzimmer. Aufgeklopfte Kissen hinter meinem Rücken, ein Glas Wasser, das meine Lippen berührt, weil meine eigenen Hände schon zu schwach sind, es zu halten. Morphinum, um die Schmerzen zu lindern. Besucher, die einer nach dem anderen auf Zehenspitzen hereinkommen, um sich zu verabschieden; du mit geröteten Augen, aber stoisch, als du ihre freundlichen Worte anhörst.

Und ich; schrittweise mehr schlafend als wach, bis ich eines Morgens gar nicht aufwache.

Früher behauptete ich gern, dass ich im nächsten Leben als Hund zur Welt kommen wolle.

Wie sich herausstellt, hat man keine große Wahl.

Man nimmt, was kommt, ob es einem passt oder nicht. Eine Frau genau wie du. Älter, hässlicher. Das oder nichts. Es fühlt sich seltsam an, ohne dich zu sein.

Sechszwanzig Jahre waren wir zusammen. Beinahe genauso lange verheiratet. In guten wie in schlechten Zeiten. Du in einem Anzug, ich in einem Empire-Kleid, das meinen Fünf-Monats-Bauch verbergen sollte. Ein neues gemeinsames Leben.

Und jetzt nur ich. Einsam. Verängstigt. Fremd, im bloßen Schatten eines Lebens, das ich einst in vollen Zügen genossen hatte.

Nichts ist so gekommen, wie ich geglaubt hatte. Und jetzt dies.

Selbstmord? Von wegen.

Die Worte sind nicht unterzeichnet. Anna wird nicht wissen, von wem sie kommen.

Aber ich weiß es. Ich habe das ganze letzte Jahr nur darauf gewartet, während ich mir einredete, dass Stille Sicherheit bedeutete.

Tut sie nicht.

Ich erkenne Hoffnung in Annas Gesicht; sie erhofft sich Antworten auf die Fragen, die sie nachts wachhalten. Ich kenne unsere Tochter. Sie wollte nie glauben, dass du und ich freiwillig von jener Klippe gesprungen sind.

Sie hat recht.

Ich sehe auch mit schmerzlicher Klarheit, was nun geschehen wird. Anna wird zur Polizei gehen. Eine Ermittlung verlangen. Sie wird um die Wahrheit kämpfen, nicht ahnend, dass die Wahrheit nichts als noch mehr Lügen bereithält. Noch mehr Gefahr.

Von wegen.

Was du nicht weißt, macht dich nicht heiß. Ich muss verhindern, dass Anna zur Polizei geht. Ich muss sie davon abhalten, die Wahrheit herauszufinden, bevor ihr etwas zustößt.

An dem Tag, an dem ich zum Beachy Head fuhr, glaubte ich, nichts mehr von meinem alten Leben wiederzusehen. Anscheinend lag ich falsch.

Ich muss das hier verhindern. Ich muss wieder nach unten.